

8)

(Nachdruck verboten.)

Im Kampf für Rußlands Freiheit.

Tausende von jungen Leuten eilten aufs Land, um dort als Lehrer, Gemeindefreier, Heilgehülfen usw. dem Volke zu nützen. Anstatt diese Bewegung zu unterstützen, griff die Regierung zu Gegenmaßnahmen. Die Presse wurde nach kurzer Freiheit wieder unter eiserne Zensurvorschriften gezwängt. Ich konnte mir lebhaft vorstellen, was in der Seele eines freiheitlich gesinnten jungen Menschen vor sich gehen mußte, der, nur von dem Wunsche befeelt, seinem Nächsten zu helfen, plötzlich den Befehl erhielt, eine unfreiwillige Ueberfiedelung nach einem nördlichen Gouvernement anzutreten. Er hatte geträumt, den nunmehr äußerlich freien Bauern auch zu einem innerlich freien Menschen zu machen. Er wollte ihm langsam die Schätze der Kultur zurückgeben, welche die Sklavenarbeit des Bauern auch ihm geschenkt hatte. Man konnte in der damaligen Zeit überall lesen von „unserer“ (d. h. der Intelligenz) Blutschuld gegenüber dem Bauern. Man konnte oft den Satz hören, daß der Mann, der uns mit seinem Blut und Schweiß die Möglichkeit erarbeitet hatte, uns in die deutsche Philosophie zu vertiefen, uns an den Künsten zu erfreuen und alle Errungenschaften der Wissenschaft zu genießen, nun endlich auch an diesen Kulturgütern teilnehmen müsse.

Die reaktionären Maßnahmen der Regierung machten indessen die Intelligenz stutzig und drängten sie zu terroristischen Akten. Man glaubte die mächtige Reaktion durch den Terror zur Kapitulation zwingen zu können. Man ging sogar weiter. Man wollte den Kaiser, als obersten Vertreter dieses Systems, stürzen und damit das System selbst zu Fall bringen.

Und nun begann ein Kampf zwischen der Regierung und der revolutionär gewordenen Intelligenz. Es war ein ungleicher Kampf. Ich bin fest überzeugt, daß die damaligen Revolutionäre an sich keine blutigsten Terroristen waren. Ich erinnere mich, einen Protest des russischen revolutionären Komitees gegen die Ermordung des amerikanischen Präsidenten Garfield gelesen zu haben. Darin hieß es unter anderem: „Wir verdammen den politischen Mord in freien Ländern, wo man auf gesetzmäßigem Wege seine Ziele verfolgen und erreichen kann.“

So war die schwankende Politik Alexanders II. schuld an seinem Tode. — Später ist bekannt geworden, daß an dem Tage seiner Ermordung der Kaiser auf Drängen des Diktators Grafen Loris Melikoff einen Ukas über die Einberufung von Ständen unterzeichnet hatte, aber es wurde auch nachgewiesen, daß der Ukas auch nicht den geringsten Versuch zur Einführung einer Verfassung in Rußland darstellen sollte. Dieser Regierungsakt, der die Teilnahme von Semstwo-Betreibern an verschiedenen Kommissionen mit beratender Stimme zur Folge gehabt hätte, war in aller Heimlichkeit vorbereitet worden. Alexander III., bei seinem Regierungsantritt vor die Frage gestellt, ob er den Ukas veröffentlichen lassen wollte, war zunächst unschlüssig und befragte den Staatsrat. Dort fand eine sehr aufgeregte Sitzung statt. Die nächsten Ratgeber Alexanders II., wie Loris Melikoff und der liberale Kriegsminister Graf Miljutin, empfahlen zur Verhütung des Landes die Veröffentlichung des Ukas. Pobedonoszew führte dagegen in seiner Erwiderung aus, daß die Veröffentlichung unbedingt zur Einführung einer parlamentarischen Verfassung führen müsse. Er suchte an dem Beispiel der ausländischen Staaten nachzuweisen, daß der parlamentarische Einfluß eine schädliche Staatsform sei, die den Glauben zerstöre, die Unzufriedenheit schüre und einigen Phrasendreschern die Möglichkeit gäbe, sich als die wahren Volksvertreter aufzuspielen. Rußland wäre verloren, wenn dieser erste Schritt getan würde. Alexander III. stimmte ihm bei und führte selbst aus, ihm sei oft in Dänemark von Ministern erklärt worden, daß das Parlament nur die Wünsche eines geringen Teils des Volkes zum Ausdruck bringe.

Das Resultat war, daß die ehrlichen Ratgeber Alexanders II. ihren Abschied einreichten, und nun begann die Reaktion ungehindert zu herrschen. Die revolutionäre Be-

wegung wurde unterdrückt, und es begann eine Totenstille im weiten Zarenreiche. Wohl wurden noch hier und da einzelne Attentatsversuche gemacht, jedoch trat bei den Intelligenzen eine Enttäuschung ein. Sie hatten gehofft, die große Masse des Volkes auf ihre Seite zu bekommen. Ihr Ideal war dahin gegangen, dem Volk sein gutes Recht der Teilnahme an der Verwaltung zu verschaffen, und das Volk hatte sie im Stich gelassen. So war es ein heldenmütiger, verzweifelter Kampf der geringen Schar der freiheitlich Gesinnten gegen die gewaltige Macht der Reaktion gewesen. Gatten vielleicht einzelne unter ihnen von Utopien geträumt, so wären doch die meisten zufrieden gewesen, wenn die versprochenen Reformen durchgeführt worden wären.

In den achtziger Jahren glückte die geistige Kultur Rußlands, nach dem Ausspruch eines damaligen Schriftstellers, einer Wüste.

Zu Anfang der neunziger Jahre begann man endlich langsam, die Anschauungen über den russischen Staat und die Ideale der siebziger Jahre zu revidieren, und es ergab sich, daß der früher gehegte Glaube irrig war, daß es nämlich in Rußland möglich sein würde, den Gefahren des Kapitalismus auszuweichen, weil es noch ein Agrarstaat sei, und daß man daher in Rußland bei einem Siege der Revolution die soziale Frage besser lösen könne als anderswo. Aber der Kapitalismus war tatsächlich auch bei uns eingekehrt. Daher konnten die Revolutionäre nun mit einer Arbeiterbewegung rechnen, und es war ihnen jetzt die Aufgabe gestellt, unter den Arbeitern Propaganda zu machen. Das war der einzige Stand, wo man langsam, aber sicher etwas erreichen konnte.

Wir schrieben jetzt das Jahr 1896. Beim Regierungsantritt Nikolaus II. hofften die Liberalen, die sich bis dahin sehr still verhalten hatten, durch Petitionen den jungen Kaiser zur Abkehr von der reaktionären Politik seines Vaters veranlassen zu können. Ihre Hoffnungen waren indessen völlig unbegründet, denn ihnen gegenüber stand die mächtige reaktionäre Partei. Ich kann und will nicht deren Vertreter sämtlich als gewissenlose Ausbeuter hinstellen, denen ihre Politik persönlichen Nutzen brachte. Es gab unter ihnen sehr viele ehrliche aber leider kurzfristige Politiker, die fest davon überzeugt waren, daß Rußland sich vollkommen ruhig auf seinen alten Grundfesten der Nationalität, des Glaubens und des Absolutismus entwickeln könne. Die Unzufriedenheit im Volke sei nur das Werk einer kleinen Zahl von Geizhalsen, die von der westeuropäischen Sozialdemokratie angesteckt seien. In ihren Augen würde die Entwicklung Rußlands eine ganz andere sein, als die der westeuropäischen Staaten, und sie glaubten daher durch ihre Politik die Aufrollung der Arbeiterfrage und alle Uebelstände des parlamentarischen Regimes vermeiden zu können.

Die Liberalen freilich, welche die Durchführung der Reformen der sechziger Jahre durch Bittschriften zu erreichen hofften, bildeten durchaus keine organisierte Partei, wie das ja bei den russischen Zuständen begreiflich ist.

Außerhalb der beiden geschilderten Strömungen stand die gesamte unbewegliche Masse des Volkes, von der nur ein kleiner Teil, die Arbeiter, den Willen hatte, seine traurige Lage durch Ausschreitungen und Streiks zu verbessern.

Auf die Frage: was soll ich nun tun? — war für mich nunmehr die Antwort gegeben: hätte die Regierung Reformen geschaffen, so würde ich wahrscheinlich mein Wissen und meine Arbeitskraft in ihren Dienst gestellt haben, obwohl ich genau wußte, daß es einen harten und schweren Kampf gegen altgewurzelte Uebelstände gegeben haben würde. Aber ich war jung und befeelt von dem Drang, meinem Vaterland Nutzen zu bringen. Die Reformen waren aber nicht gekommen, und so war mir klar, daß, wie mein Urteil auch ausfallen würde, ich doch unter Polizeiaufsicht käme und daher auch nicht daran denken könnte, auf einem meiner Güter eine Schule zu errichten. Auch würde ein Leben in Petersburg für mich ausgeschlossen sein, da ich politisch verdächtig war. Durch die Geschichte der revolutionären Bewegungen in Rußland war ich ferner zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Liberalen immer noch ihren alten Weg des Bettelns um Freiheit weiter gehen würden. Es blieb mir also nur der eine Weg: mich meinen revolutionären Freunden anzuschließen.

um das große Ziel der Freiheit meines Volkes mit eiserner Konsequenz zu verfolgen.

Ich teilte jetzt auch ihre Meinung, daß man die Bewegung unter den Arbeitern in die rechten Bahnen lenken müsse, damit auch diese Bewegung mit der Zeit politischen Charakter gewönne. Die Arbeiter mußten davon überzeugt werden, daß ihnen vor allem die politische Freiheit fehlte, daß aber mit dieser ihre Organisationen die Gesellschaft zwingen könnte, auch ihre gerechten Forderungen vor der Regierung zu vertreten. Ich wußte, daß dieser Kampf sehr lange, vielleicht ein Menschenalter dauern könnte, aber ich rechnete auch damit, daß andere Ereignisse die russische Gesellschaft aufrütteln könnten, wodurch die revolutionäre Bewegung an Breite und Tiefe gewinnen würde.

Eines Morgens wurde ich wieder in die Kanzlei geführt, die ich seit geraumer Zeit nicht betreten hatte, weil die Berhöre ganz und gar aufgehört hatten. Ich mußte mich zu meiner Empörung vollständig auskleiden, und man untersuchte meine Kleider, meinen Körper. Ich wußte nicht, was das zu bedeuten hatte. Der Gedanke, man gebe mir vielleicht die Freiheit wieder, tauchte auf, aber ich konnte nicht daran glauben. Oh, es wäre zu herrlich! Ich habe ja in meiner Einsamkeit vieles erlebt, vieles empfunden und will alle meine Kräfte der großen Sache, der Befreiung des Volkes von den Fesseln der Willkür und Gesetzlosigkeit widmen. . . . Oh, in der Freiheit werde ich. . . . Aber warum sagt man mir nichts? Warum hat man mich untersucht? Nein, ich täusche mich — ich werde nicht freigelassen!

Zwei Gendarmen erschienen, der eine Beamte übergab ihnen ein Schriftstück in geschlossenem Kuvert und sagte ihnen ein paar Worte, die ich nicht verstand. Dann wurden meine Sachen gebracht, und ein Gendarmereioffizier sagte zu mir: „Nun nehmen Sie Abschied von uns. Glückliche Reise!“ . . .

(Fortsetzung folgt.)

Der Garten des Laubenkolonisten.

März.

Als Freund Prießle dieser Tage bei hellem Sonnenschein nach seiner Laube ging, traf er dort zu seiner freudigen Ueberraschung einen ihm lieben Gast vom verflossenen Jahre an. Auf dem kleinen Sprunghölzchen des Starfassen, der, auf langer Stange befestigt, die Laube weit überragt, saß Papa Starmax in seinem dunklen, hellgeperkten Kleid, das den alten Knaben kennzeichnet, und schmetterte sein anspruchsloses Liedchen in die reine Morgenluft. Unterdessen waltete drinnen, im Kasten, die züchtige Hausfrau, seine Alte, die Starmaxin, im notdürftig aufgearbeiteten Neste ihres Amtes. Eine Träne der Nührung rann Prießle beim Anblick dieses Familienidylls über das furchige, von Feuerglut und Sonnenbrand gebräunte Gesicht. Er hatte im Vorjahre nicht uneigennützig an seinen gesiederten Gästen gehandelt, ihnen die Brut genommen, um sie aufzupäppeln, und doch waren die Alten aus Liebe zu ihrem Heim, dem schlichten Kasten, zu ihm zurückgekehrt.

Ein langes Jahr war darüber verstrichen, das erste Jahr seiner gärtnerischen Liebhaberarbeit und vieles hatte sich inzwischen verändert, daheim und da draußen in der Laube. Daheim war die Familie zusammengeschrumpft, Freier hatten den drei ältesten Töchtern die Hände fürs Leben gereicht und sie nach Rixdorf, Neunappin und Basewall entführt, da draußen war so manches, was er zuvor gepflanzt, inzwischen üppig gediehen und ließ in diesem Jahre reichen Ertrag erhoffen.

Prießle setzte sich auf die kalte Laubenbank, steckte sich die Pfeife an, blies den Rauch in wohlgeformten Ringen von sich und dachte darüber nach, wie er nun den Garten bestellen solle. Die kleinere Kopffzahl seiner Familie gestattete es ihm nun, den Blumen einen größeren Spielraum zu gönnen und, diesen Verhältnissen Rechnung tragend, will er zunächst die Rabatten, d. h. die schmalen, den Hauptweg der Parzelle begrenzenden Beekstreifen, mit ausdauernden Blütenpflanzen besetzen. Von Rosen, für die seine Frau aus der Zeit ihrer ersten, verunglückten Liebe noch immer schwärmte, mußte ich ihn abraten, weil sie von den Parzellen mit ganz besonderer Vorliebe gestohlen werden, dagegen riet ich ihm zu einfachen, dankbaren, leicht weiter wachsenden Stauden. Für diese ist der März eine vorzügliche Pflanzzeit. Manche schöne Staude findet man weiterbreitet in den Laubenkolonien, man erhält sie in Tausch, von gutmütigen Nachbarn vielfach auch gegen ein gutes Wort. Solche Stauden sind die reizenden, schon im Mai-Juni blühenden Zwergschwertlilien (*Iris pumila*), die in herrlichen Farben blühenden Formen unserer deutschen Schwertlilie (*Iris germanica*), die weiß und rosa blühenden Federnelken (*Dianthus plumarius*), die Hart- oder Studentennellen (*Dianthus barbatus*), Glodenblumen (*Campanula*), herbstblühende Staudenastern, die in unserem mageren, märkischen Sand so schön gedeihene Goldrute (*Solidago*), Stauden-Sonnenblume (*Helianthus*) u. a. Diese

Stauden können zwei bis drei Jahre unverändert stehen, dann werden sie im Herbst oder Frühling ausgenommen, durch Teilung der Wurzelstöcke vermehrt und auf neue Beete verpflanzt.

Für die schönen Wohnorten, die vornehmeren Verwandten der Katschrosen, nicht-Basen, unserer Getreidefelder, für die Gartenkornblumen, deren Stammutter auch als Unkraut in unseren Roggenfeldern zu finden ist, für Reseda, Rittersporn und wie sie alle heißen mögen, will Prießle da seine oder andere der vorjährigen Gemüsebeete zur Verfügung stellen. Diese harten Sommerblumen werden nicht verpflanzt, sondern gleich dahin gesät, wo sie sich vollständig entwickeln sollen. Man vergesse aber nicht, vorher die betreffenden Beete gut zu düngen, sorgfältig und möglichst tief zu graben, sauber mit hölzerner Harke abzuhalten und, was eine Hauptsache ist, die Samen recht weitläufig auszustreuen.

Herr Prießle, der seine Parzelle in praktischer Weise, genau nach meinen Angaben eingeteilt hat, besitzt auf ihr auch eine Abteilung für ausdauernde Kuppflanzen. Diese Abteilung ist es, die ihm jetzt, im zweiten Jahre, ganz besonderen Spaß macht. Da steht zunächst sein Erdbeerbeet, bepflanzt mit Seglingen der allerfrühesten Sorten Deutsch Evern und Daxtons Nobel, die ich ihm im Vorjahre verehrt hatte. Na, Prießle hat entschieden Glück damit gehabt, ich habe mich mit eigenen Augen davon überzeugt und mir dabei nicht nur schmutzige Stiefel und nasse Strümpfe, sondern auch einen Schnupfen geholt, der, wie Frau Rosine Prießle treuherzig meinte, nicht von schlechten Eltern ist. Ich habe jetzt übrigens bei Frau Prießle entschieden einen Stein im Brett und dies wird so lange dauern, bis, ja bis sie meine Schwiegermutter geworden ist. Aber davon wollen wir heute nichts reden, sondern von den Erdbeeren. Prießles allestam läuft schon das Wasser im Munde zusammen, wenn sie an die ersten Junitage und die verführerischen, roten Beeren denken. Der schneereiche Winter ist den Erdbeerpflanzen gut bekommen, die weiße Decke hat ihnen das Laub in unveränderter Frische erhalten, während es sonst in unserem Sande unter dem Einfluß der trockenen Winterwinde bald dürr zu werden pflegt. Die gesunde Beschaffenheit des Erdbeerlaubes im Frühling gewährleistet einen reichen Ertrag. Ich habe Freund Prießle nun folgendes geraten: Die schlechten und tranken Blätter zu entfernen, aber nur diese, besser eins zu wenig als ein zu viel, das ganze Beet gleichmäßig aber dünn mit Peruguano, Taubendung oder Blutmehl überstreuen, das Unkraut ausziehen und danach das Beet leicht und vorsichtig behacken. Von dem Graben der Erdbeerbeete, wie es sonst überall noch üblich ist, bin ich ganz abgekommen, weil man die Pflanzen dadurch eines erheblichen Teiles ihrer Wurzeln beraubt. Erdbeeren werden im August-September auf gut gegrabene Beete gepflanzt und bleiben dann drei bis vier Jahre — bis zur Erschöpfung — auf diesen Beeten, bei jährlicher Düngung und jährlich zweimaligem Behacken im Frühling und Herbst. Neben den Erdbeeren stehen Prießles ausdauernde Küchenkräuter, die jetzt auch gedüngt und behackt werden. Diese Küchenkräuter hat Frau Prießle in ihr Herz geschlossen. Mit dem Sauerampfer bringt sie Aroma in den Spinat, mit Schnittlauch würzt sie den Eierkuchen und die Butterflulle, mit anderen Kräutern Suppe und Braten. Die vielen sonstigen würzigen Pflänzchen, die bei der Dekoration von Alpenkräutern und anderen Gewürzbittern eine Hauptrolle spielen, schneidet sie teils vor, teils in der Blüte, bündelt sie und läßt sie hängend in luftiger Kammer für den Winter trocknen. Noch heute duftet ihr Wäpfehschrank nach Lavendel, ihr Küchenspind nach Thymian, Salbei, Raute, Rosmarin, Esdragon und Waldmeister und — die ganze Familie duftet mit, jogar die Pfeife Prießles, da er seinen Kanastertabak (Marke A. M. Neuter), der sonst nicht schlecht stinkt, mit etwas trockenem Waldmeister zu mischen pflegt. Daß der Duft Prießles feiner und gesunder ist, als das Patchouli-, Moschus- und Peau d'Espagne-Parfüm, mit welchem gewisse Modedamen sich selbst und die Luft verpesten, dürfen mir die Leser ruhig glauben. Neben den Würzkräutern stehen bei Prießles einige gewaltige Rhabarberstauden, deren oberirdische Teile mit Eintritt des Winters von der Bildfläche verschwinden, deren kräftiger Wurzelstock aber lebensfähig im Boden ruht. Diese prächtigen Pflanzen sind Prießle so ans Herz gewachsen, daß er es kaum noch wagt, sie einer ihrer dicken Wurzeln zu berauben, die dem Schnaps eine so pikante Würze geben und ein gutes — Abführmittel sind. Aber Frau Prießle rechnet als praktische Frau schon heute mit den saftigen, kraftstrotzenden Blattstielen, aus denen sie früh im Jahre ein bekömmliches, stachelbeerartig schmeckendes Kompott, bei feierlichem Anlaß — ihrem eigenen Geburtstag — aber auch eine schmachtvolle Torte, die Rhabarbertorte, herstellt. Will man diese Stiele recht früh und recht zart haben, so stülpt man jetzt über jede Staude eine alte Zementtonne. Bald wachsen die Stiele auf der Suche nach Licht durch die ganze Tonne und wenn man dann diese abhebt, fallen sie nach allen Seiten auseinander und brechen dabei dicht über dem Wurzelhals ab. Die so getriebenen und geblichten Stiele sind teils gelblich, teils zart rosafarbig und von besonderer Feinheit im Geschmack.

Nachdem die Erdbeeren bei Prießles einen so viel versprechenden Anlauf zu gutem Gedeihen genommen haben, interessieren sie sich weiter für Beerenerbst, zunächst für Himbeeren. Sie waren alle im Vorjahre bei mir in den Himbeeren, sauber und dicke, aber mit leeren Ragen kamen sie heraus nach dem Albertshain, gut gesättigt, mit vom Himbeerfaß extra gerösteten Rippen und rosafarbigem Fingern traten sie am späten Abend den Heimweg an.

Seitdem schwärmen sie alle für Himbeeren und ich kann es ihnen nicht verdenken. Nun will Herr Brieke einige „Ableger und Senker“, wie er sich ausdrückt, von meinen Himbeeren haben und, was will ich machen, ich muß sie ihm schon berechnen, wenn unsere Freundschaft nicht in die Brüche gehen soll. Er weiß es nur zu gut, meine Sorten: Garzuwel, Faltolf und Scheffers Kolossal und Lukretia sind fein und echt. Ich brauchte ihm nicht erst zu sagen, daß er die Stuten gleich nach dem Pflanzen dicht über dem Boden undarmherzig abschneiden müsse, damit sich schon im ersten Jahre ein junger, kräftiger Trieb bildet, der im nächsten Jahre reichlich süße Beeren bringt. Das und noch viel, viel mehr hat Brieke aus dem „Praktischen Taschenbuch für Gartenfreunde“ (Verlag von Paul Parey, Berlin SW., Hedemannstraße 11) herausgezogen; er meinte die 2½ Mark, die er dafür angelegt, hätten auf seiner Parzelle reiche Zinsen getragen und im ganzen „Nassen Dreieck“ sei kein Kolonist mehr, der nicht das gleiche Buch täglich zur Hand nähme. Auch über die Wechselwirtschaft im Gemüsegarten ist Brieke jetzt ganz genau orientiert. Alle Gemüse, sagt er, deren Blätter, Blüten oder Früchte man genießt, erfordern frische Düngung, auch darin hat er natürlich wieder einmal recht; er wird auch in diesem Jahre wieder die schönsten Tomaten, Gurken, Salat- und Kohlköpfe ernten, davon bin ich schon jetzt im März felsenfest überzeugt. — Hd.

Kleines feuilletton.

Simulation von Geisteskrankheiten. Die Psychiatrie ist einer der jüngsten wissenschaftlich ausgebauten Zweige der Medizin. Da kann es nicht wundernehmen, wenn die Psychiater, sowohl in prinzipiellen Fragen als auch besonders bei einzelnen praktischen Fällen, sich oft genug schroff gegenüber stehen. Ganz besonders ist dies der Fall bei der gerichtlichen Psychiatrie, welche ja die breite Öffentlichkeit am meisten interessiert, da ja wohl alle schon eine Reihe psychiatrischer Gutachten gehört haben, sei es nur aus Zeitungssektüre, oder als Zuschauer, Zeugen, Schöffen oder Geschworene vor Gericht. Besonders bleiben natürlich sensationelle Fälle im Gedächtnis, in denen sich verschiedene Psychiater gegenüber standen. Es sei nur an den sattem bekannten Fall des rumänischen Hochstaplers Manolescu erinnert, über dessen Geisteszustand immer noch keine Klarheit geschaffen ist. Jahrelang erlärten ihn bald weltberühmte psychiatrische Autoritäten für einen nicht verantwortlichen Geisteskranken, bald andere ebenso gewichtige Stimmen für einen Simulanten. Kann es da wundernehmen, daß der Laie — wozu in den meisten Fällen auch die Juristen zu zählen sind — allzu geneigt ist, in jedem Verbrechen, der pathologische Symptome zeigt, einen Simulanten zu erblicken? Um so mehr ist dies der Fall, als der Laie sich nicht so leicht überzeugen läßt, daß sich Geisteskrankheit bei weitem nicht immer auf dem Gebiet des Verstandes allgemein bemerkbar macht, daß z. B. raffinierte Schlaueit beim Ausbrechen von Verbrechern, die auf ihren Geisteszustand untersucht werden, oder ihre geschickte Selbstverteidigung vor Gericht, längst noch nicht auf ihre Geistesgesundheit schließen lassen.

Da dürfte es denn wohl auch weitere Kreise, namentlich aber diejenigen, welche vielleicht einmal als Schöffen oder Geschworene sich selber ein Urteil über einen solchen „Simulanten“ zu bilden haben, interessieren, zu erfahren, was die psychiatrische Wissenschaft in dieser Frage sagt. Im „Archiv für Psychiatrie“ (Band 46, 1906, Seite 254—285) veröffentlichte Dr. A. Schott einen längeren Aufsatz über „Simulation und Geistesstörung“, in welchem er auf Grund einiger ausführlich geschilderter praktischer Fälle und der eingehend berücksichtigten allgemeinen und speziellen psychiatrischen Literatur zu folgenden Ergebnissen kommt:

Es ist überhaupt sehr fraglich, ob reine Simulation von Geistesstörung bei völlig Geistesgesunden überhaupt vorkommt; jedenfalls ist sie verschwindend selten. Bei weitem am häufigsten findet sich Simulation bei degenerierten Individuen und ist als ein Ausfluß der Degeneration aufzufassen. Selbst die Entlarbung eines Simulanten, sowie sein Geständnis, daß er simuliert habe, beweisen noch nichts für seine geistige Gesundheit. Jrgend ein besonderes charakteristisches Merkmal, das sicher auf Simulation schließen lasse, gibt es nicht, vielmehr bedarf es zu ihrer Beurteilung ebenso wie bei allen anderen psychischen Zuständen der umfassenden und vorurteilsfreien Berücksichtigung aller Umstände und einer eingehenden körperlichen und geistigen Durchforschung des Individuums. Deshalb muß in allen irgendwie schwierigen Fällen, in denen anscheinend Geisteskrankheit simuliert wird, der Arzt darauf dringen, daß der Angeklagte zu einer mehrwöchentlichen Untersuchung in einer Irrenanstalt untergebracht wird.

Kulturgeschichtliches.

Die Erfindung des Linnenpapiers. Kein Teil der Diplomatik (Urkundenlehre) ist häufiger erörtert worden, als die Frage nach dem Ursprung des Linnenpapiers. Die Untersuchung ist um so interessanter wegen des großen Einflusses, welchen dieser Stoff auf die Fortpflanzung der Wissenschaft und Zivilisation gehabt hat, und konnte auch dem Philologen nicht gleichgültig sein, da sie das Mittel zur Altersbestimmung von Handschriften bietet. Das älteste Dokument von Linnenpapier soll im Jahre 1308 geschrieben worden sein, und da die Erfindung

doch jedenfalls dem Niederschreiben vorausgegangen sein muß, so nimmt man das Jahr 1300 als das wahrscheinlichste Datum derselben an. Gotthelf Fischer zitiert in seiner Abhandlung über Papierzeichen einen Auszug aus einem auf Linnenpapier 1301 geschriebenen Bericht. Sein Zeichen ist ein Kreis, darüber ein Reis, an dessen Ende sich ein Stern befindet. Das Papier ist dick, fest und wohl genarbt; seine Wasserlinien und Wasserzeichen lassen sich deutlich unterscheiden.

Schwandner, Oberbibliothekar der kaiserlichen Bibliothek in Wien, rückt das Datum der Erfindung des Linnenpapiers viel höher hinauf. Er fand unter den Urkunden des Klosters Göß in Obersteiermark eine ziemlich zerlumpte von nur sieben Zoll Länge und drei Zoll Breite, deren Wert er aber als seltsame Reliquie so hoch schätzte, daß er 1788 einen weilläufigen Bericht über deren Entdeckung herausgab. Das Dokument ist ein Mandat des Kaisers Friedrich II. Schwandner weiß nach, daß es in das Jahr 1243 zu setzen sei. Was die Umstände angeht, welche zur Erfindung des gebräuchlichen Papiers führten, oder auch was das Land der Erfindung betrifft, so findet man bei allen Schriftstellern, die über diese Materie geschrieben haben, nichts als Vermutungen.

Eine Bemerkung des arabischen Arztes Abdallatif, welcher Aegypten im Jahre 1200 besuchte, wirft auf die Frage ein helleres Licht. Er sagt nämlich, daß aus dem in den Katakonben gefundenen und zur Einhüllung der Mumien gebrauchten Zeuge entweder Kleider gefertigt wurden, oder daß man es an die Schreiber verkaufte, die Krämerbücher daraus machten. Ichsen hat in einer Abhandlung bewiesen, daß Aegypten bis gegen Ende des 11. Jahrhunderts ganz Europa mit dieser Art Papier versorgte. Die Araber hatten infolge ihrer Eroberungen in der Bucharei um das Jahr 704 die Kunst der Baumwollpapierbereitung erlernt, und durch sie oder die Sarazenen kam diese Kunst im 11. Jahrhundert nach Europa. Alle bekannten Schriftsteller über diesen Gegenstand vermuten, daß der Abt von Cligny mit der Bemerkung „aus den Abschabsel alter Lumpen“ nur auf wollene oder baumwollene, nicht aber auf Linnen angespielt habe. Allein, da zweifellos die Erfindung des Linnenpapiers in eine frühere Zeit zu setzen ist, und da die Erwägung bei Abdallatif den Schluß rechtfertigt, daß es in Aegypten einige Zeit vor seiner Vereisung dieses Landes 1120 bereitet wurde, so kann man mit Recht vermuten, daß Peter von Cligny, dessen angeführter Traktat um 1200 geschrieben sein soll, auch linnene „Abschabsel“ meinte. Die vorstehenden Tatsachen stimmen mit der schon längst von Bidaux ausgesprochenen Ansicht, daß Linnenpapier eine morgenländische Erfindung sei, und daß diese durch die Sarazenen Spaniens zuerst nach Europa gebracht wurde.

Aus dem Tierleben.

Musikempfindliche Tiere. Ueber eine Reihe höchst interessanter Versuche zur Feststellung der Musikempfindlichkeit von Tieren berichtet der „Tiermer“ (Verlag von Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart) in seinem letzten Heft.

Durch den Militärarzt Ad. Guénon wurde ein Versuch bei Pferden angestellt. Er bediente sich bloß einer Violine und einer Flöte; mit letzterer erzielte er allerdings mehr Wirkung als mit dem Saiteninstrument. Nach seiner Beobachtung sind Pferde für wohlklingende Musik, für kleine melodische Fragmente empfänglicher als für unzusammenhängende Töne; bei diesen hatte er fast gar keinen Erfolg zu verzeichnen. Bei dem ersten Ton der Flöte wendeten sich alle Pferde dem Musiker zu und sahen ihn aufmerksam und neugierig an; man bemerkte, daß einige sich wieder dem Futtertrog zulehnten und ihre frühere Stellung einnahmen, sobald sie den Tonerger gesehen hatten; das Verhältnis der Indifferenten zu den Empfänglichen beträgt aber ungefähr 1 : 5; diese letzteren sind sichtlich erregt und bewahren, so lange das Instrument sich hören läßt, eine besondere Haltung. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß diese Tiere geradezu bezaubert und tief erregt sind; man sieht deutlich, daß die Musik sie intensiv beschäftigt.

Es ist merkwürdig und bloß den Pferden eigen, daß jede Aufregung, der sie unterworfen sind, sich in Blase und Darm fühlbar macht. Schon nach kaum einer Minute, wenn die ersten Töne hörbar werden, sieht man diese Wirkung, die sich im Zeitraum von zehn Minuten 3—4mal wiederholt. Junge Tiere sind viel empfänglicher als ältere; die erzielte Wirkung ist viel stärker, die Erregung lebhafter, was sich aus der heftigeren Darmtätigkeit schließen läßt. Endlich, und dies verdient besonders hervorgehoben zu werden, wurde öfters konstatiert, daß der Aufrubr, den die Musik bei Pferden hervorruft, seinen Höhepunkt bei scheuen Pferden erreicht; diese werden feige wie die Hasen, die ihr Leben in ewiger Angst zubringen; anstatt ruhig und unbeweglich zu bleiben und aufmerksam hinzuhorchen, ängstigen sie sich und krähen am Boden; sie bewegen die Ohren nach allen Richtungen; mit einem Wort, sie geben lebhaft Unruhe kund.

Unter den anderen musikalischen Tieren muß man in erster Reihe den Elefanten nennen. Das ist seit langem bekannt, da schon Kaiser Gallienus nach einer Rückkehr aus Spanien bei einer Vorstellung in Rom Elefanten sehen ließ, die nach dem Ton eines Instrumentes nach dem Takte auf einem Seile auf und ab gingen. An zwei Elefanten im Jardin des Plantes wurde die Wirkung eines ganzen Orchesters erprobt. Die melancholischen Weisen einer Romanze ziehen sie wie mit einem Zauber an. Während des ganzen Liedes geben sie nicht einen Ton von sich; ihre Bewegungen sind langsam, gemessen und lassen sich der feinen Melodie des

Viehes an. Beim Erönen der lustigen und bewegten Melodie des Liedes „Ca ira“ in D-Dur dagegen, das von dem ganzen Orchester gespielt wurde, sind die Tiere von einer Art Fieber ergriffen. An ihrem Entzücken, an ihrem Freudengeschrei, das zuweilen ernst, dann wieder gellend klingt, aber in seiner Betonung stets verjähren ist, an ihrem Pfeifen, an ihrem Kommen und Gehen bemerkt man, daß der Rhythmus dieser Melodie sie erregt und verfolgt und sie zwingt, sich nach seinem Takte zu bewegen.

Ein ähnlicher Versuch wurde im Zoologischen Garten in London mit Varen angestellt. Sie hörten mit geradezu komischer Aufmerksamkeit zu und stellten, aufrecht stehend, Pfoten und Schnauze durch das Gitter des Käfigs. Bei einem absichtlich falsch angelegten Akkorde zogen sie sich fast erschrocken in die Tiefe ihres Kerkers zurück; beim Erönen eines Marsches gingen sie im Käfig auf und ab und suchten ihre Schritte dem Takte anzupassen.

Bei den Löwen war der Erfolg ein gleicher. Alle kamen dem Instrumente so nahe wie möglich; einer bewegte wie im Takte das Büschel schwarzer Vorhänge, mit denen sein Schwanz endigt, hin und her; eine Löwin ließ ihn beiseite, um seinen Platz einzunehmen und dem Violinspieler näher zu sein.

Bei den Wölfen ist das Resultat ein ganz anderes; die Musik erschreckte sie. Der gemeine Wolf hob seinen Rücken und knirschte in gräßlicher Weise mit den Zähnen; der indische Wolf schien den furchtbarsten Schreden zu empfinden; zitternd und mit zu Berge stehenden Haaren kroch er auf dem Bauche in den äußersten Winkel seines Käfigs. Schakale und Füchse werden durch Musik weniger erschreckt als der Wolf.

Die Schafe scheinen durch die Musik bezaubert; sie unterbrechen ihr Pressen, um dem Violinspiel besser zuhören zu können.

Besonders aber bei den Affen bewirkt die Musik das größte Erstaunen und die höchste Aufregung. Große Affen sind eher erschrocken als entzückt. Ein junger Orang-Utang lehrte sogleich dem Musiker den Rücken und kletterte in seinem Käfig so hoch als möglich. Einer hörte ernst und mit verschlungenen Händen zu; bei einem Crescendo ließ er ein sehr deutliches Zeichen von Verständnis vernehmen. Sämtliche Affen, wie übrigens auch alle anderen Tiere, scheinen durch falsche Akkorde erschreckt zu werden.

Der Hund ist ebenfalls für Musik sehr empfänglich, nur ist er sehr wählerisch. Man weiß z. B., wie sehr ihn eine Barbarie-Orgel (ein Modeneser Fabrikat) in Wut versetzt und ihn dazu veranlaßt, ein unheilverklündendes Geheul anzustimmen, was mich übrigens bei einem so haarsträubenden Instrumente nicht wundert. Aber gewisse Akkorde können dem Hunde angenehm sein. Nichts ist interessanter, sagt Guénon, als der Gesichtsausdruck, den ein junges Tier dieser Gattung annimmt, wenn es zum erstenmal den Ton einer Flöte oder einer Violine hört. Bei tiefen, langsamen Tönen streckt es den Hals vor und nimmt eine höchst komische, niedergegeschlagene Miene an; um besser hören zu können, hebt es die Ohren und neigt den Kopf so tief, daß es um sich selbst einen Halbkreis beschreibt; diese Entzückung kann einige Minuten währen, hört jedoch auf, sobald das Tempo sich beschleunigt oder die Töne durchdringender werden; in diesem letzteren Falle ist das Tier peinlich erregt und zeigt es auf seine Weise, indem es bellende, gedehnte und sehr durchdringend heulende Laute ausstößt; diese schließt meistens mit der Ursache, die sie hervorbrachte. Auf dem Klavier erzielte Resultate sind ungefähr die gleichen.

Der Eindruck, den die Musik auf Schlangen macht, ist bekannt. Die „Schlangenkünstler“ benützen diese ihre Neigung, um sie lebend zu fangen oder Objekte, die sie dem Publikum vorführen wollen, aus ihrer Schlaftrunkenheit zu wecken. Bei der „Schlangenausstellung“ machen die Hindus mit einer kleinen Klarinette ununterbrochen Musik. Sogleich kommt die Schlange aus dem Korbe, in dem sie eingesperrt ist, hervor und richtet sich auf; manchmal bewegt sie ihren Körper, als wollte sie die Musik begleiten. Während dieser Zeit sind sie nicht gefährlich und denken nicht an Beißen; sie werden erst wild, wenn die Musik aufhört; die Hindus wissen das wohl und trachten meist, ihnen die Giftzähne vorher auszureißen.

Auch die Eidechsen lieben die Musik ganz besonders. Sie gleichen die langsamen Töne den rauhen heiseren vor. Fetis spricht von einer Eidechse, die mit besonderer Freude das Adagio in F-Dur aus dem G-Dur-Quartett von Mozart anhörte; so oft man dieses Stück spielte, kam sie aus ihrem Loch hervor und blieb unbeweglich; sobald man zu spielen aufhörte, beeilte sie sich, in ihr Versteck zu kommen. Dr. S. Chomet begab sich einmal in einen Wald und begann eine Melodie aus einer italienischen Oper zu singen; plötzlich sah er sich von kleinen Eidechsen umgeben, die ihn mit vergnügten Mienen betrachteten.

Auch die Mäuse lieben die Musik außerordentlich. Sie lockt sie aus ihrem Loch und läßt sie alle Furcht vergessen. Sie wagen es bei helllichem Tage in ein Zimmer zu laufen, in dem Musik gemacht wird.

Zum Schluß erinnern wir noch an die deutlichen Beweise einer Musikempfindlichkeit bei Spinnen. Man kennt die Sage von Pelisson, der eines dieser Tiere bezauberte, indem er ihm Dufelsad vorspielte. Gretry erzählt, daß eine Spinne bis auf sein Klavier kam, wenn er spielte, und verschwand, sobald er aufhörte. Michelet berichtet von einem ähnlichen Fall. Eines jener kleinen Opfer, aus denen man schon in jungen Jahren Virtuosen macht, Verthome, der im Jahre 1800 gefeiert wurde, verdankte seine stamenerregenden

den Kenntnisse der absoluten Einsamkeit, in der er lernen mußte. Mit acht Jahren entzückte er alle durch sein wundervolles Violinspiel. In seiner fortwährenden Verlassenheit hatte er einen einzigen Kameraden, von dem niemand eine Anhnung hatte, nämlich eine Spinne. Zuerst hielt sie sich in einem Winkel der Mauer auf, dann nahm sie sich die Freiheit, bis zum Rollenpulte vorzudringen, endlich kam sie auf den Arm des Kindes, der so geschickt den Bogen führte; von da aus konnte diese immer zitternde, erregte Musikschwärmerin die Töne aus nächster Nähe hören. Sie bildete sein ganzes Auditorium. Das Kind hatte unglücklicherweise eine Ziehmutter, die eines Tages das empfindsame, kunstliebende Tier auf seinem Plaze sah. Ein heftiger Schlag mit dem Pantoffel — und das ganze Auditorium war vernichtet. Der Knabe fiel rücklings zu Boden, er war drei Monate krank und dem Tode nahe.

Humoristisches.

— Aus der Schule. Lehrer: „Ein Sprichwort sagt: Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Nenn mir Beispiele dazu!“
Fritz: „Dem Herrn Lehrer seine Nase.“

— Je nachdem. „Wie Ihre Kellnerin beim Zeitunglesen die Farbe wechselt!“

„Ja, beim politischen Teil bleibt sie gleichgültig, bei den Tagesnachrichten wird sie blau, beim Roman rot und bei den Verlobungsnachrichten grün und gelb.“

— Deplazierte Frage. Der Luftschiffer gewinnt in unserer Gegend immer mehr an Boden.

— Ach sol Richter: „Zwei Jahre lang haben die beiden Herren miteinander stets friedlich gesüßelt, warum sind Sie denn gerade bei diesem Fisch in Streit geraten?“

Kläger (zögernd): „Herr Richter, das war der erste, den wir überhaupt gekriegt haben . . .“
(„Wegendorfer-Blätter“.)

Notizen.

— Im Goethe-Verein hält am Sonntag, den 10. März, nachmittags 5 Uhr, im Saale der Seceßion, Kurfürstendam, Fritz Stahl einen Vortrag mit Lichtbildern über Michel Angelo. Karten bei Wertheim, Plathow, Kantstr. 21, sowie Sonntags an der Kasse.

— Roman und Novelle nach englischen Begriffen. Es gibt in der englischen und der deutschen Sprache ähnliche oder sogar dieselben Worte, die aber verschiedene Bedeutungen haben. Zu ihnen gehören auch die Worte: Roman (englisch: Romance) und Novelle (englisch: Novel). Im Deutschen unterscheiden sich Roman und Novelle durch ihren Umfang und ihre Verwickelung. Ein Roman ist umfangreicher und verwickelter als eine Novelle. Im Englischen sind beide inhaltlich unterschieden. Ein Roman (Romance) ist eine Erzählung, ursprünglich in Versen, die nichts mit der Wirklichkeit zu tun hat und uns durch phantastische Abenteuer, idealisierte, ritterliche Liebeszenen unterhält; das Wort bedeutet nichts weiter, als daß der Stoff aus romanischen Sprachen und Ländern (Frankreich, Spanien) genommen wurde. Eine Novelle (Novel) dagegen ist eine Erzählung von Begebenheiten, die möglich sind und die so geschildert werden, als wären sie ganz natürlich. Im Laufe der Zeit ist das Wort „Romanos“ ganz verschunden und man nannte die Werke der schönen Literatur (englisch: Fiction, ausgesprochen: Fikshon) Novels. Im 16., 17. und 18. Jahrhundert findet man auch anstatt „Novel“ das Wort „Tale“ oder „Hystory“ (Erzählung, Geschichte).

— Zur Geschichte der politischen Terminologie. Die Bezeichnungen: Monarchist, Aristokrat, Demokrat sollten nach bisheriger Annahme zuerst gegen Ende des 18. Jahrhunderts in den Pariser Salons entstanden sein. Wie indes die „Nouve d'Histoire Littéraire de la France“ nachweist, kommen sie bereits in den gegen 1600 verfaßten „Genfer Chroniken“ des Genfer Geschichtsschreibers Bonivards vor. Da es an einer grundlegenden Geschichte der Politik fehlt — Schöfers Werk ist nur eine fleißige Kompilation — ist es keineswegs ausgeschlossen, daß diese Bezeichnungen noch älteren Ursprunges sind.

— Die Indianer in Nordamerika vermehren sich wieder nach den neuesten Untersuchungen. Gegenwärtig wird ihre Zahl auf 284 000 in den Vereinigten Staaten angegeben. 159 000 Indianer tragen ganz oder teilweise dieselbe Kleidung wie die Weißen und 70 000 können Englisch lesen und sprechen. 28 000 indianische Familien leben in modern eingerichteten Häusern. Der Stamm der Cherokee-Indianer ist am weitesten in der Kultur vorgeschritten und auch sehr bestrbt, die Bildung der Weißen unter seinen Mitgliedern zu verbreiten. Die Cherokee-Indianer geben 200 000 Dollar jährlich für Schulen und andere Bildungszwecke aus. — Vor kurzem trat der erste Indianer als Mitglied in den Senat in Washington ein: Senator Curtis von Kansas, ein Angehöriger des Stammes der Navo-Indianer.